



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 217.

Samstag, 17. September

1927.

Das grüne Monotel.

Roman von Guido Kreuer.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

Henner von Traß machte eine jähe Bewegung:

„Meine Braut — ist — Mister Kerridge, Sie haben eben gesagt: meine — Braut — ist — unschuldig?“
Jetzt erst richtete sich der lange, hagere Angelsachse aus seiner halb liegenden Stellung hoch.

„Well — das habe ich gesagt.“

Der andere lächelte bitter.

„Sie vergessen, daß eine lückenlose Kette vernichtender Beweise gegen Ihre Theorie steht: Fräulein Barells Anwesenheit in meiner Wohnung, was mein unbedingt zuverlässiger Diener bestätigte! — Das briefliche Schuldbekenntnis, das ganz zweifelsohne von ihrer eigenen Hand stammte! — Das Verschwinden des Aktenstückes, dessen Aufbewahrungsort nur sie kannte! — Ihre überstürzte Abreise mit unbekanntem Ziel! — Der junge Herr, der sie zum Blissingen D-Zug begleitete! — Also, wenn diese Beweise noch nicht genügen.“

John Kerridge spielte, in Grübeln versunken, mit seinem schmalen, goldenen Armband am linken Handgelenk.

„Das sind keine Beweise, sondern Indizien, Herr von Traß. Und zwar Indizien, die wie das Räderwerk einer kunstvollen Maschine zu genau und affurat ineinandergreifen. Ich aber hege seit jeher ein Mißtrauen gegen sogenannte Indizien, weil sie schon zu oft die Quelle verhängnisvoller Rechtsirrtümer waren. Außerdem wehrt sich alles in mir, an die Schuld einer jungen Dame zu glauben, für die alles, gegen die nichts spricht als Vermutungen.“

„Mister Kerridge — wie können Sie hier noch von Vermutungen sprechen?“

Um die glattrasierten Lippen des Detektivs huschte ein Lächeln.

„Sie sehen ja, daß ich es kann. Und ich tue es nicht etwa aus billiger Originalitätssucht, sondern weil ein anderer Gesichtspunkt einfach gar nicht in Betracht kommt.“

Er trank seinen Whisky aus.

„Konsens, Herr von Traß“, sagte er dann entschieden, „wenn all Ihre sogenannten Beweise zuträfen, dann wäre ja Ihre Verlobte und Gerrits Herzensfreundin niemals der Mensch gewesen, den Sie beide jahrelang in ihr sahen, sondern eine abgefeimte, kaltblütige Verbrecherin, die mit allerlei dunklen und problematischen Existenzen in undurchsichtiger Verbindung stand. Also das berühmte Doppelleben der Heldinnen trivialer Kriminalromane. Und dazu sollte sich Fräulein Barell hergegeben haben, ohne sich zu verraten? Aus welchen Gründen? Aus materiellen? Nach Ihren Mitteilungen ist Ihre Fräulein Braut finanziell unabhängig. Oder weil sie vielleicht einen anderen Mann liebte, der sie zu Verbrechen mißbrauchte? Erstens hätte sie dann die Verlobung mit Ihnen, was ja von ihrem freien Willen abhing, vermutlich längst gelöst. Außerdem aber besäße eine junge Dame dieser gesellschaftlichen Sphäre gar keine Möglichkeit, mit Männern derartiger Einstellung in Verbindung zu kommen. Das sind — ich wiederhole noch-

mals — krankhaft ausgeklügelte Probleme eines Kriminalromans, aber nicht des Lebens. Ganz abgesehen von den Hemmungen ästhetischer, moralischer und traditioneller Natur, über die sich Fräulein Barell wohl selbst bei allem Willen nicht hinweggesetzt hätte. Denn gerade die bleiben ja, wenn es darauf ankommt, doch immer stärker als sogar die zwingendsten äußeren Einflüsse von dritter Seite aus. — No, Herr von Traß, all Ihre sogenannten Indizien lehne ich ab und bin erstaunt, daß Sie selbst sich von ihnen derart widerstandslos überrumpeln lassen.“

„Widerstandslos?“ wiederholte der Botschaftsrat, und trotz der Bronzefarbe seiner Wangen war er bleich bis in die Schläfen. „Widerstandslos, Mister Kerridge? Meinen Sie, daß man leichtem Herzens auf etwas verzichtet, dessen Verlust man mit nüchternen Sinnen überhaupt nicht zu begreifen vermag? Ahnen Sie denn nicht, daß ich mich trotz allem immer noch mit letzter Kraft an weissenlose Hoffnungen klammere, weil ich sonst niemals darauf verfallen wäre, Ihre Hilfe anzurufen? Können Sie sich denn da nicht hineinsetzen, daß mir zumute ist wie einem Menschen, der über sein eigenes Grab gegangen ist? — Widerstandslos, Mister Kerridge? Welcher Mann läßt sich widerstandslos aus den Händen winden, was er als sein kostbares Gut bis an sein Lebensende halten wollte?“

Der Detektiv neigte den Kopf.

„Wenn Ihre innere Einstellung zu Ihrer Fräulein Braut so starrer und bedingungsloser Natur ist, Herr von Traß, dann liegt für Sie um so mehr Veranlassung vor, sich meine Auffassung zu eigen zu machen. — Ich persönlich hatte bisher nicht das Glück, eine Frau zu finden, die mir soviel gilt. Trotzdem kann ich mich in Sie hineinsetzen. Denn es bleibt eine stets wiederkehrende Erscheinung, daß gerade die willensstärksten, zielklarsten und von sich selbst überzeugtesten Männer ihre tiefste Ergänzung und ihren letzten harmonischen Ausgleich erst in einer Liebe finden, die ihnen eine höhere Rechtfertigung all ihres Strebens und Schaffens bedeutet. Solche Erkenntnis entspringt, wie gesagt, nicht meiner eigenen Erfahrung, sondern einer Kette stets wiederkehrender Beobachtungen, die mir meine Praxis aufzwang. — Fräulein Barell nimmt diese Stellung in Ihrem Leben ein. Ihnen wie meiner Cousine ist doch wirklich jede Schattierung ihres Charakters bekannt. Und nun sollten Sie beide sich von ihr solange haben täuschen lassen? Überlegen Sie, welche eine virtuose Komödiantin Ihre Fräulein Braut hätte sein müssen, um solche Doppelexistenz durchzuführen. Denn dazu gehört mehr als kaltblütige Überlegung: — eine angeborene Verworfenheit der Gesinnung, ein geradezu pathologischer Trieb zum Verbrechen an sich und eine Bagabundenhaftigkeit der Seele, die keine Schranken von Sitte und Konvention duldet. War die Verlobte des deutschen Botschaftsrats von Traß ein Geschöpf voll derart niedriger Gesinnungen? Ich glaube es nicht. Und auch Sie selbst hatten das für völlig unmöglich. Denn sonst hätten Sie mich ja nicht rufen lassen.“

„Aber die Lösung, Mister Kerridge“, murmelte der andere, „wann finden wir die Lösung dieses Rätsels?“

„Vielleicht morgen.“

„Herr von Traß starrte ihn verständnislos an.“

„Morgen? Hier in Amsterdam?“

„Nein, sondern in Brüssel.“

„In . . .“

„Sie kennen den Fürsten Uwaroff?“

„Den georgischen Geschäftsträger in Berlin? Allerdings kenne ich ihn aus seiner diplomatischen Tätigkeit her.“

„Und meine Bekanntschaft datiert seit einer Weltreise, die ich vor einigen Jahren unternahm. Da waren wir zwischen Kapstadt und Genua mal ein paar Wochen lang Kabinennachbarn auf einem englischen Steamer. Seitdem trafen wir uns hin und wieder in Rom, in Tokio, in Stockholm, in Benares. Die Welt ist ja zu einem Nichts zusammengeschrumpft.“

John Kerridge ließ sich einen zweiten Whisky-Soda bringen. Er hatte eine prägnante Art zu erzählen, die mitunter völlig den angelsächsischen Anflug seiner deutschen Aussprache verwischte.

„Ein vollendeter Kavalier, der Fürst Uwaroff, nicht wahr, Herr von Traß? Ein Gentleman, den wirklich das Flair abgeschliffenster Internationalität umwittert. Deshalb freute ich mich auch, als ich ihn heute früh auf dem Tempelhofer Felde traf. Wir begrüßten uns, und er erzählte mir sozusagen noch schnell zwischen Tür und Angel, daß er nach der belgischen Hauptstadt müsse. Dahin riefte ihn ein dringendes Telegramm des Präsidenten des New Yorker „United Oil Trust“. Es handle sich um eine deutsch-amerikanische Rivalität bei Vergabung der Ausbeutungsrechte der georgischen Öl-vorkommen, übrigens der einzigen in Europa. Damit schüttelten wir uns die Hände und trennten uns. Denn unsere Flugzeuge starteten gleichzeitig um neun Uhr. Das seine über Magdeburg-Köln nach Brüssel, das meinige über Hannover nach Amsterdam. Ich schähe: während wir uns hier unterhalten, trifft der Fürst gerade im Palace-Hotel ein, wo übrigens auch, wie er mir erzählte, die Konferenz mit den Amerikanern stattfinden soll.“

Erregt trommelte der Botenschaftsrat mit den Fingern auf der Tischplatte. Er machte gar keinen Versuch, seine tiefe Unruhe zu verbergen.

„In Berlin laufen Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt, in Brüssel gleichzeitig mit dem amerikanischen „United Oil Trust“, ohne daß wir bisher etwas davon ahnten? Mister Kerridge, ich mache zum ersten Male die Erfahrung, daß der Fürst Uwaroff unfair handelt!“

„Vielleicht doch nicht, Herr von Traß. Denn er erwähnte: für gestern sei zwischen ihm und dem Staatswirtschaftskommissar Dr. Heinsius in dieser Angelegenheit eine Konferenz geplant gewesen, aber vom Auswärtigen Amt im letzten Moment abgesagt worden. Und zwar ohne Angabe stichhaltiger Gründe. Uns beiden sind sie natürlich bekannt: — der Aktiendiebstahl! Der Fürst also besitzt noch immer Freizügigkeit in seinen Entschlüssen und folgt der Pflicht, durch Verhandlungen nach zwei Seiten hin das für Georgien günstigste Angebot festzustellen. Sie sehen, welche Kreise das rätselhafte Verschwinden des Aktienstückes bereits zieht.“

Herr von Traß wartete kaum, bis er geendet.

„Wenn Sie mir gestatten würden, Mister Kerridge, Ihre Mitteilungen über die Brüsseler Konferenz nicht als solche privater Natur zu betrachten, sondern den Herrn Unterstaatssekretär Dr. Heinsius drahtlich oder telephonisch sofort davon zu benachrichtigen, dann . . .“

„Dann, Herr von Traß, würde ich meine Hand zu einer Übereinkunft bieten, durch die nichts gewonnen, unter Umständen aber alles verloren sein kann. Außerdem vergessen Sie bitte nicht, daß ich schon mit Rücksicht auf meine Stellung zum Foreign Office gezwungen bin, in der Rivalität um Vergabung der georgischen Öl-vorkommen strengste Neutralität zu üben. Deshalb interessierte mich auch die ganze Angelegenheit solange nicht, bis ich durch Sie von dem rätselhaften Aktiendiebstahl hörte. Nun aber gewinnt das Problem eine völlig neue kriminelle Seite, die mir jetzt allerdings

Veranlassung geben wird, aktiv einzugreifen. Denn nun vermute ich gewisse Zusammenhänge, deren Aufdeckung uns vielleicht die Lösung des Rätsels bringt, welche Rolle Ihre Fräulein Braut in dieser dunklen Affäre spielte. Damit . . .“ er unterbrach sich, „Fräulein Barell und meine Cousine sind doch, soweit ich unterrichtet bin, seit langen Jahren eng befreundet. Man soll immer auch die Stimme unbeteiligter Dritter hören. Wie urteilt denn Gerrit über die Angelegenheit?“

„Ich habe sie Fräulein Glynn gegenüber noch nicht erwähnt.“

„Nicht?“

„Nein. Gestern im Flugzeug fand ich naturgemäß keine Möglichkeit. Und heute wollte ich erst das Ergebnis unserer Konferenz abwarten.“

John Kerridge wog ab. Dann neigte er zustimmend den Kopf.

„In meinem Sinne, Herr von Traß. Und nunmehr habe ich folgende Anregungen: Sie hörten, heute abend findet die Konferenz des Fürsten Uwaroff mit den Amerikanern statt. Dazu muß ich rechtzeitig in Brüssel sein. Da nachher das Flugzeug Amsterdam-Paris startet, das eine Stunde später in Brüssel zwischenlandet, so schaffe ich es glänzend. Gerrit nehme ich mit, um sie unterwegs von dem Vorgefallenen zu unterrichten. So erpare ich Ihnen das schmerzliche Gefühl, es ihr selbst lagern zu müssen.“

„Sie wollten . . .“

„Well, ich will den Feind — wenn es der Feind ist! — im eigenen Lager aufsuchen. Besser reichen meine Pläne vorerst noch nicht. Alles übrige ergibt sich an Ort und Stelle aus der Sachlage. Meine Cousine aber soll mich deshalb begleiten, weil sie mir vielleicht irgendwie von Nutzen sein kann und überdies ihrem ganzen Temperament nach sowieso nicht fähig wäre, die Entwicklung der Dinge hier abseits in Ruhe zu erwarten. Schließlich unterschätzen Sie auch nicht den Glanz, mit dem sie sich für die Rehabilitierung ihrer Herzensfreundin einsetzen wird. Ich vermute, wir werden eine weibliche Verbündete bitter nötig brauchen können. Denn der ganze Fall liegt allem äußeren Anschein nach so kristallklar, daß ich ihn für fast undurchdringlich verworren halte.“

„Ich erwarte Ihre Rückkehr hier in Amsterdam?“

„Wenn ich bitten darf, Herr von Traß. Meine Abwesenheit dürfte längstens achtundvierzig Stunden dauern. Und schon heute . . .“ John Kerridge war sehr ernst, „schon heute bin ich gespannt, wie wir uns wiedersehen werden!“
(Fortsetzung folgt.)

Brusttragik.

Von D. Fechner.

Wenn es regnet und anhaltend schlechtes Wetter ist, wird nicht nur der Mensch übelgelaunt, sondern auch in der Tierwelt macht sich der Griesgram breit, so daß selbst die Befolgung des mächtigsten Naturgesetzes, das die Art-erhaltung gewährleisten soll, eine Verschiebung erfahren kann. Mähmutig hat der kapitale Bierzehnender schon zum drittenmal sein Bett wechseln müssen, weil es ihm auf die Decke tropfte, was ihm höchst unangenehm ist. Wenn er sich auf den Läufen befindet und äsend umherzieht, stört ihn der Regen durchaus nicht, und sich zu fühlen, ist ihm Lebensbedürfnis. Befindet er sich aber in seinem Bette, dann will er trocken liegen. Endlich hat er in einem schier undurchdringlichen Fichtenhorst ein wasserdichtes Plätzchen gefunden, wo es sich aushalten läßt. Ruhsend bringt er wieder und immer wieder den Hunsgrubrei aus dem prall gefüllten Panse nach oben, um ihn — der besseren Verdauung wegen — wiederzukauen. Sein Kronengeweiß ist tief dunkel, bis auf die Sprossenenden, diese sind weiß wie altes Elfenbein und leuchten gleich Christbaumkugeln.

Seit einigen Tagen ist etwas in den Edlen gefahren. Eine unerklärliche Unrast hat sich seiner bemächtigt. Alles ärgert ihn, und was sich ihm in den Weg stellt, muß seine Wut und Kraft fühlen. Bäume, die stärker als Männer arme, hat er schon mehrere kurz und klein zerhackt, daß nur noch rindenlose Strünke übrig blieben. Das Gesetz der Art-erhaltung beginnt, seinen unwiderstehlichen Zwang den Hirschen fühlen zu lassen, die Sehnsucht nach dem Ewig-

Weiblichen erfaßt ihn mit stürmischer Allgewalt und treibt ihn auf den Pfad der Liebe.

Ganz seiner Gewohnheit entgegen, wartet er den Abend nicht ab, sondern wird mit einem gewaltigen Rumpfen hoch, schüttelt sich die Reste des Bettes aus der Decke, dehnt nach einander die prallen Hinterläufe, wie ein wachgewordener Hund und zieht dann langsam und bedächtig dem Winde entgegen. Aus der Dichtung wagt er sich aber erst bei Eintritt der Dämmerung. Der Regen hat aufgehört, und es ist sehr kühl geworden, was auf den Bruchthirsch eine außerordentlich belebende Wirkung ausübt. Interessiert verhorcht er jetzt; denn ein gar merkwürdig klingender Ton, der ihm jedoch sehr bekannt, dringt an seine nach vorn gestellten Lauscher. Es ist ein tiefer Grollen, der sich aber bald auswächst zu einem markigen „Aah—uuh—aaah!“ „Hooaaaah—hooaaaah!“ Kein Zweifel, ein anderer ist ihm zugekommen und hat sich bereits zum Pasha eines Harems aufgeworfen. Gleichzeitig am abzumägen, wer von den beiden den gewaltigeren Hals hat, probiert auch er die Armelodie. Im tiefsten Bass dröhnt sein Orgeln durch den abendlichen Wald, bald hat er sich vollständig eingelebt und weiß nun auch, daß er den Nebenbuhler nicht zu fürchten braucht.

Dieser verschweigt jetzt längere Zeit und lauscht mit einem gewissen Unbehagen dem starken Eindringling, ja selbst das Kahlwild hört mit Äsen auf und nimmt die Köpfe hoch. Da erwacht aber die Eifersucht des Plachhirsches, und mit gekentem Geweih umkreist er sein Rudel, damit sich ja kein Stüd unterstehe, dem Fremden entgegenzuweichen. Dieser erscheint jetzt auf der Bildfläche und schmettert dem andern den Herausforderungsruf entgegen, der sofort, fast mit derselben Stimmgewalt, beantwortet wird, ja, noch mehr: im Bewußtsein der eigenen Kraft, aber auch seines „Pasharechtes“, machte er sogar einige Trollschritte auf den Eindringling zu, als wollte er diesem Furcht einflößen. Nun entsteht eine kleine Pause im „Konzert-Duell“, es wird gegenseitige Musterung gehalten. Diese scheint bei beiden Duellanten eine gewisse Enttäuschung hervorzurufen, und zwar deshalb, weil jeder über die imponierende Stärke des andern erstaunt ist. Mit gekentem Geweih nähern sie sich gegenseitig. Aber nicht in wildem Draufgängertum, sondern eher übertrieben vorsichtig, wie zwei alte Ringkämpfer. Der Fremde umkreist den Plachhirsch, als wolle er diesem die Breitseite abgewinnen, was ihm aber nicht gelingt; denn der „Pasha“ ist ein alter, erfahrener Kämpfer, der immer in Front bleibt. Da, mit einem kurzen, energischen Rud prallen sie aufeinander, und nun beginnt unter lautem Stöhnen und Treisen ein gewaltiges Stoßen, Drücken, Kräftemessen, wie Menschenaugen es äußerst selten zu sehen bekommen. Die Hinterläufe gestrafft bis zum Zerreißen, werfen des Körpers schwere Last vorwärts, um den Gegner rückwärts zu drängen. Der Endenwald verschlingt sich manchmal schier unlöslich, doch gelingt die Trennung immer wieder. Bei dem Fremden scheint ein Kräfteüberschuß vorhanden; denn Zoll für Zoll drängt er den Plachhirsch rückwärts, aber dieser stemmt und wuchtet seinen Feind des schweren Leibes ganze Last entgegen, variiert gekickt die starken Schläge und erneuert immer wieder seinen Angriff. So ringt und schiebt und stößt und tracht und prasselt die wilde Sucht nach Liebeslust und -Lohn. Und doch ist keiner seines Sieges sicher.

Doch nach und nach erlahmt des Plachhirsches Riesenkraft in gleichem Maße, als zu wachsen scheint des Fremden Mut und Wucht. Da, ein neuer Anprall... Der Schwächere möchte sich jetzt gern vom Feinde lösen, um den Kampfsplatz zu räumen, doch er kann nicht! Achtundzwanzig „Hornfinger“ haben sich ineinander verkrallt, die beiden Kämpfer in furchtbarer Kopula unlöslich verbunden. Nun entsteht aber erst das ungeheuerlichste Ringen um die Freiheit des Körpers. Denn auch der fremde Sieger merkt gar bald, daß er an den andern „festgeschmiedet“ ist und macht geradezu elementare Anstrengungen, um von dem Gegner loszukommen. Er zerrt und reißt und leuchtet und gurgelt mit letzter und höchster Kraftentfaltung, die verhängnisvolle „Fessel“ zu sprengen. Doch die starken Geweistangen geben nicht nach, und auch die Rosenstöcke brechen, und trotz der Riesenkraft, die an ihnen wuchtet, nicht aus dem Schädel. Aber etwas anderes bricht jetzt mit knirschendem Krachen: der Hals des Plachhirsches, dem der Sieger das Genid abdreht. Dadurch hat dieser aber nichts gewonnen, sondern jede Möglichkeit, wieder loszukommen, ganz und gar verloren, denn der verendete zusammengesackte Gegner hängt nun mit seiner ganzen Last von etwa vierhundert Pfund Gewicht dem Überlebenden im Geweih und nimmt so entsetzliche Rache an seinem Überwinder. Er kann ihn nicht freigeben, sondern läßt sich unter wildem Keuchen und Stöhnen durch den Bestand schleppen. Wie lange wird sie dauern, diese unheimliche Verbindung? Er schüttelt in förmlicher Raserei den Kopf, richtet den starken Träger (Hals) auf, um die furchtbare Bürde loszuwerden, doch umsonst sind alle Bemühungen, die tote Masse des

Gegners zwingt ihn, den Kopf bis fast auf den Erdboden zu senken. Nun zerrt er rückwärts, vorwärts, seitwärts — umsonst! Erlösung kann ihm nicht werden. Manchmal bricht er neben dem Verendeten zusammen, doch immer wieder reißt ihn der Lebensdrang auf die Läufe, und der urige Kampf mit dem Tode beginnt aufs neue. So vergehen Stunden, Tage, und noch immer schleppt das bedauernswerte Tier, mit dem verendeten Gegner, seinen eigenen „Tod“ durch den Wald.

Endlich, am Abend des dritten Tages, ist auch die Riesenkraft des Hirsches verbraucht; er bricht neben seinem Gegner zusammen, um nicht mehr hochzukommen. Die Klanken schlagen, der Leder hängt seitwärts aus dem breiten Geäs, die Richter sind weit vorgezogen, und die sehnigen Läufe machen nur noch mattschlingelnde Bewegungen. Das grausige Drama neigt sich seinem Ende zu... Ein Eichelhäher rätselt sein heiser klingendes Totenlied über den gefällten Recken. Der vorbeschnürte Buchs verhorcht interessiert und blinzelt verstimmt auf die gewaltige Mahlzeit, die in der kommenden Nacht ihm und seiner Sippe winkt.

Aus der Leipziger Markthalle.

Von Rene Voigt.

Gemüsestand.

Kundin: „Sin die Gollerabis awer ooch wärrlich nich holzsch?“

Händlerin: „Aja, die gennst mitz Zunge zerdrücken, wenns weech gegocht sin.“

Kundin: „Gochen will'ch se ja gar nich. Ich besorge se bloß hier mein meeblerten Garsonghärrn. Das is so eener, wissense, därde nur hier de Radur is un's Gemiese glei roh gaut.“

Händlerin: „Ach so ä Gärl is das! Nu, wie gommse'n sonst mit däm aus? Datt noch mähr Abnormitäten an sich?“

Kundin: „Wie soll'ch 'n das verachte'n?“

Händlerin: „Nu, där dreibt doch sicher ooch Nachguldur drheeme un so?“

Kundin: „Erloome mal, Se ham ännne ährbare Buchhalterichwitwe vor sich! Awer weisse so anziehlich geworden sin, da goof'ch nu ooch de Gollerabis nicht bei Sie un gehe nieder bei Ihre Gongagurän. (Mit Entrüstung und Marktnes ab.)

Welt u. Wissen

* Staatsanwalt gegen Telephonistin. Über Stambul brütet beklemmende Angst. Einige Hundert von jungen Mädchen, denen es beruflich obliegt, die mehr oder minder geduldigen Besitzer von Telephonanschlüssen zu verbinden, sind der Gegenstand einer staatsanwaltlichen Aktion geworden. Es war der Generalstaatsanwalt selbst, der energische Schritte gegen die jungen Telephonistinnen unternommen hat. In einem Schreiben an die Telephongesellschaft hat er nämlich die Telephonistinnen wissen lassen, daß künftig gerichtlich eingeschritten werden würde, wenn die jungen Damen ihren Dienst schlecht versehen. Einen Telephondienst schlecht versehen, heißt aber, die Teilnehmer lange auf die gewünschte Verbindung warten lassen. Wenn also demnach sich die Gefängnisse Stambuls mit jungen, hoffentlich hübschen Mädchen füllen werden, so wird man wissen, daß das Telephonistinnen sind, die der Racheblitz des Staatsanwalts getroffen hat. Man täte natürlich dem Generalstaatsanwalt Unrecht, wenn man der Meinung wäre, daß lediglich persönliche Ungebuld solche feindlichen Gefühle gegen die Telephonistinnen in ihm erweckt hätte. Selbst wenn dies der Fall sein sollte, so gibt das doch der Generalstaatsanwalt nicht zu, denn er begründet in seinem Schreiben das Vorgehen gegen die Telephonistinnen damit, daß der Kampf der Polizei gegen die Verbrecher durch die Säumigkeit der Telephondamen erschwert werde. In einer Reihe von Fällen hätte man die Verbrecher verhaften können, wenn nicht die Polizei durch die Schuld des Telephonamtes wertvolle Minuten verloren hätte. Man muß nun allerdings sagen, daß trotz dieser Begründung, die vielleicht zutreffend sein mag, doch der Staatsanwalt nicht gerade liebenswürdig gegenüber dem weiblichen Geschlecht zu nennen ist. Aber immerhin mag er vielleicht, wie so mancher andere geblagte Telephonbesitzer, schon sehr üble Erfahrungen gemacht haben. Gespannt darf man sein, ob sich des türkischen Generalstaatsanwalts Amtskollegen in anderen Ländern ebenfalls so rigoros gegen die Telephonistinnen zeigen werden. Bekanntlich pflegen gute Beispiele zur Nachahmung anzureizen.

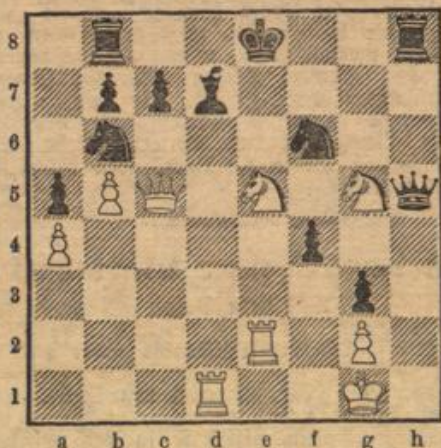


Schach



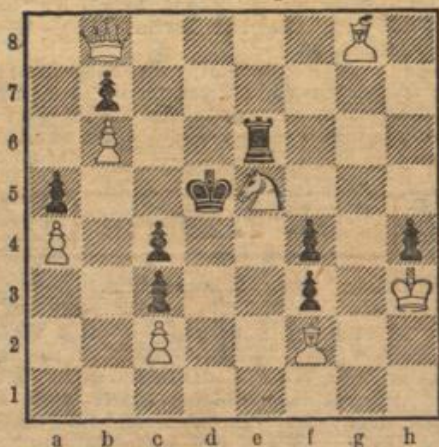
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 76. Stamma.



Weiß: Kg1, Dc5, Td1, e2, Se5, g5, Ba4, b5, g2.
Schwarz: Ke8, Dh5, Tb8, h8, Sb6, f6, Ld7, Ba5, b7, c7, f4, g3.
Matt in 4 Zügen.

Nr. 77. Pospisil.



Weiß: Kh3, Db8, Lf2, g8, Se5, Ba4, b6, c2.
Schwarz: Kd5, Te6, Ba5, b7, c3, c4, f3, f4, h4.
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 411. Abgelehntes Damengambit.
Gespielt im Großmeister-Turnier zu New York 1924.

Weiß: Aljechin, Schwarz: Capablanca.

1. d4-d5, 2. c4-c6, 3. Sc3-Sf6, 4. e3-Lf5. In dieser Stellung ist die Läuferentwicklung unangebracht. 5. cxd5! -cxd5. Auf 5. ... Sxd5 entwickelt sich Weiß sehr günstig mit 6. Lc4-e6, 7. Se2 usw. 6. Db3. Darauf gibt es keine bequeme Art für Schwarz den b-Bauern zu decken. 6. ... Lc8, 7. Sf3-e6, 8. Ld3-Sc6, 9. 0-0-Ld7! Der einzige Zug, der Ausgleich verspricht. 10. Ld2-Db6, 11. Dd1. Auch vom Damentausch hätte Weiß sicherlich keinen Segen gehabt. 11. ... Ld6, 12. Tc1-0-0, 13. Sa4-Dd8, 14. Sc5-Lxc5, 15. Txc5-Se4, 16. Lxe4-dxe4, 17. Se5. Natürlich nicht 17. Sg5? b6 usw. 17. ... Sxe5, 18. dxe5. Remis.

Bedeutung der Kunstgesetze des Problemkomponierens. Zweifellos engen die Kunstgesetze den Komponisten bei seinem Schaffen ein, da sie ihn nötigen Schönheit und Schwierigkeit zu erstreben. Sie haben die Probleme immer gefälliger und feiner gestaltet, auch zur Verfeinerung der Ideen viel beigetragen. Man betrachte ein Problem des Arabers Stamma (siehe oben Nr. 76).

Mit vier wuchtigen Keulenschlägen wird der arme König der Schwarzen erschlagen. 1. Dc5-e7+ - Ke8xe7, 2. Se5-g6++ - Ke7-d8, 3. Sg5-f7+ - Kd8-c8, 4. Sg6-e7#. Daneben stelle man den Dreizüger des Böhmen Pospisil (siehe oben Nr. 77). Lösung: 1. Se5-f7-Kd5-c6, 2. Db8-d6-Te6xd6, 3. Sf7-e5# oder 1. ... Kd5-e4, 2. Db8-e5+, Te6xe5, 3. Sf7-d6#. Auch hier ein Damenopfer mit Schachgebot! Aber es ist in den 2. Zug verlegt. Der erste Zug bereitet still und unmerklich vor. Die Aufgabe Pospisils ein Musterbeispiel der Kunstgesetze! Diejenige Stamma ein Muster ihrer Mißachtung! - Der Fortschritt, der Wert der Kunstgesetze kann nicht geleugnet werden. Ohne sie hätte die Problemerkunst nicht den Flug zur Höhe genommen und diejenigen Meister, die sie verkündet haben, verdienen die Anerkennung aller Problemfreunde. Der bedeutendsten einer ist Regierungsrat Johann Berger, der in Graz (Oesterreich) hochbetagt lebt und aus dessen Werken alle Komponisten gelernt und geschöpft haben. Jedem, der damit beginnt Schachaufgaben zu verfassen, ist anzuraten, bei seinen ersten Versuchen die Kunstgesetze anzuwenden. Dann werden seine Erzeugnisse feiner, ansprechender werden, als wenn er grob darauf los arbeitet ein Matt aufzubauen. Er wird es lernen, überflüssige Steine zu entfernen und die für die Idee der Aufgabe notwendigen voll auszunützen. Hat der Komponist sich die erforderlichen technische Fertigkeit angeeignet, dann mag er freier schalten und seinem ästhetischen Ermessen bleibt es überlassen, wie weit er sich an die Kunstgesetze binden will.



Rätsel



Bilderrätsel.



Treppenrätsel.

A							
A	A						
A	A	B					
B	D	D	D				
E	H	J	J	J			
J	J	L	M	M	N		
N	N	N	O	S	S	S	

Die Buchstaben in der Figur sind so anzuordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Buchstabe, 2. tierisches Produkt, 3. deutscher Fluß, 4. Himmelskörper, 5. indischer Titel, 6. weiblicher Name, 7. Figur aus Tausend und einer Nacht.

Die Stufenreihe nach unten ergibt ebenfalls das letzte Wort.

Scherzrätsel.

Ich bin niemals lose,
Werd' klein ich geschrieben;
Doch schreibt man mich groß,
Ist bestimmt etwas los.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 211.

Sternrätsel: Affe, Tell, Armee, Armada, Tal, Meter, Feder, Armfeldt. - Rätselgleichung: Ar, ar, at (A. T.) Ararat. - Geographisches Kammrätsel: Brasilien, Borneo, Angora, Island, Indien, Neapel.

Richtige Lösungen sandten ein: Walter Brünig, Heinrich Dienstbach, Adolf u. Hugo Ehmer, Martel-Grete König, Anton Krahn, Mariechen Mann, Moritz Fischerschock, Edgar Schleyer, Abraham Tuchs, A. Vogt, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Otto Fräkel aus Hahn i. T.; Liesel Erhardt aus Mainz.